

**SOPHIE  
HERRNDORF**

**GEHEN  
WOLLEN**  
SOLLTEN  
BLEIBEN

**ROMAN**

Die Handlung, die Figuren und manche Schauplätze dieses Romans sind fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind rein zufällig.

© Querverlag GmbH, Berlin 2026

Erste Auflage März 2026

Lektorat: Regina Nössler

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale.  
Coverbild erstellt mit MidJourney AI. © Sergio Vitale, 2025

Gesamtherstellung: Finidr  
ISBN 978-3-89656-368-2  
Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:  
Querverlag GmbH  
Akazienstraße 25, 10823 Berlin  
[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de) | [mail@querverlag.de](mailto:mail@querverlag.de)

*Für Nice, meine Freundin,  
meine Vertraute, meine Liebste*



**MUTTERTAGE**

# NOCH 7 TAGE

Eine „gute Tochter“ soll ich sein. Das sagt sie und ihre Stimme klingt wie Schmirgelpapier. Ihre Hand, rissig, gezeichnet von Arbeit, klopft auf die Bettdecke. „Christina, sei eine gute Tochter“, sagt sie und meint, ich solle mich setzen.

Doch es meint auch, ich solle sie öfter besuchen, ihre Wohnung in Ordnung halten, während sie in Kurzzeitpflege ist, ihre Katze füttern. Ich solle ihre Blumen gießen, ihre Post öffnen, ihre Sachen regeln.

Eine Wärmflasche gegen die Rückenschmerzen. Zwieback mitbringen. „Das Essen hier ist nichts für mich.“ Fettarmen Joghurt kaufen. Als ob sie noch weiter abnehmen müsste. „Aber nur den von Aldi.“

In mir steigt Wut auf. Ich kann mich nicht zu ihr setzen, nicht ihre Hand in meiner halten. Meine sieht nun so aus wie ihre, als ich ein Kind war. Als ich ein Kind war, als die Rollen noch vertauscht waren.

Als ich ein Kind war und der Flieder im Garten blühte und ich hineingeklettert bin, um einen Strauß zu pflücken, den ich ihr nicht schenken konnte, weil ich verstummte unter ihrem „sei eine gute Tochter“. Damals bedeutete es noch, keine Blumen zu pflücken, keine Erde ins Haus zu tragen, sich nicht dreckig zu machen. Ihr bei der Wäsche zu helfen, obwohl ich sie nicht so aufhängte, wie es richtig war, und sie es verbesserte. Ihr beim Kochen zu helfen, obwohl ich dann nicht an die Messer, nicht an den Herd durfte und eine helfende Zuschauerin war.

Nein, ich hatte keine schlechte Kindheit. Das wäre übertrieben. Ich hatte doch alles, was ich brauchte. Essen, Kleidung, ein Zuhause. Und Liebe. Meine Mutter hat immer gesagt, sie liebt mich so, wie ich bin. Sie liebt ihr kleines Mädchen. Ich habe so toll gemalt, hat sie gesagt, und so eine Fantasie gehabt. Ich habe immer gerne Geschichten erzählt und geschrieben. Und ich war so lieb, ich, ihr kleines liebes Mädchen.

Ich hatte einen großen Bruder, Alexander, und zu ihm sagte sie nie, sie liebe ihn. Sie tat es einfach. Sie tat es, wenn er vom Fußballplatz kam und die Asche im Haus verteilte, wenn er die Klobrille nicht herunterklappte, wenn seine Schuhe im Flur herumlagen.

„Meine Liebe, räum die Schuhe deines Bruders weg.“

„Warum muss ich das machen?“ (*Unterdrückte Wut*)

„Um zu lernen, eine gute Ehefrau und Mutter zu sein.“  
(*Streng*)

„Warum muss er nicht lernen, ein guter Ehemann und Vater zu sein?“ (*Trotzig*)

Herablassendes Auflachen. „Räum sie weg.“

Und ich räumte sie weg, holte einen Besen und fegte die rote Asche auf.

Meine Therapeutin sagt, ich solle tief durchatmen, wenn ich wütend werde. Mein inneres Kind sei aktiv, mein Schattenkind reagiere, weil es nie verwunden habe, dass es nicht bedingungslos geliebt wurde. Ich soll in mein erwachsenes Ich treten und meinem Schattenkind Trost spenden. Ich soll erkennen, ob meine Wut gerechtfertigt ist.

Ich tue es und sie ist gerechtfertigt und ich werde erneut wütend.

„Mutti“ – lieber hätte ich Margot sagen sollen. Das kann sie nicht leiden.

„Margot, ich gehe jetzt. Ich habe schon vor einer halben Stunde gesagt: Ich muss los.“

(*Arme verkreuzend, schnaubend*) „Warum bist du denn dann noch hier? Halte ich dich etwa fest?“

Eine Frage, die eine Antwort verlangt, das Bedürfnis weckt, mich zu rechtfertigen. Ich denke an meine Therapeutin. „Das erkläre ich dir nächstes Mal, ich muss jetzt wirklich los.“ Ich rausche aus dem Zimmer.

Die Tür schlägt zu. Es riecht noch nach Pflegeheim, nach alten Menschen, nach Urin, aber wenigstens nicht mehr nach meiner Mutter.

Draußen scheint die Sonne und ich kann mich nicht darüber freuen, weil ich noch in die Wohnung muss. Es ist unsere alte Wohnung, nun ihre ganz allein, Erdgeschoss mit Garten, in den Achtzigern eine Neubausiedlung, heute leben dort fast nur Rentner:innen.

Ich gehe die Strecke zu Fuß. Bekannte Wege. Hier wohnte eine Freundin. Dort ein Mann, den wir den „bösen Mann“ nannten. Ob er noch lebt? Der Spielplatz ist heute ein Hundeklo. Die Hüpfkästchen vom Regen längst fortgespült.

In der Wohnung hingegen ist die Zeit konserviert. Nur die Schuhe von Alex liegen nicht mehr im Flur. Aber die Striche am Türrahmen zur Küche sind noch Zeichen seiner Größe. Es gibt noch *sein* Zimmer und *mein* Zimmer, jeweils sechs Quadratmeter, meines ist das Durchgangszimmer. Es gibt die Küche. Das Wohn- und Esszimmer, in dem meine Eltern auch schliefen. Viel Geld gab es nie.

Die Katze muss mich bemerkt haben, denn die Katzenklappe quietscht und schon steht sie maunzend vor dem Kühlschrank. Ich habe Mutti gesagt, dass sie Minka weggeben muss. Ich werde nur noch diese Woche den Katzensitterdienst übernehmen. Sie sagt, dann sei sie doch längst wieder daheim. Das glaubt sie tatsächlich schon über einen Monat. So lange komme ich jeden Tag hierher, füttere Minka und versuche, sie zu streicheln. Doch sie kann mich nicht leiden.

Ich werfe einen Blick in mein altes Zimmer, setze mich einen Moment erschöpft auf die Federkernmatratze, die schon früher durchhing. Mein Blick fällt in den Spiegel an der Wand. Meine Mutter hängte ihn dort auf, als ich vierzehn war. „Damit es dir besser gelingt, auf deine Figur zu achten.“

Heute sagen mir Menschen, ich sei spindeldürr. Es muss etwas dran sein. Ich trage XS. Früher war es M. „Du wirst dick.“ Ich habe weitergegessen. Irgendwie war das wichtig. Lieber erbrach ich mich, als auf Süßkram zu verzichten.

Später habe ich das überwunden. Im Studium wurde es weniger, im Krieg hörte es auf. Ich schaue mir ins Gesicht und den-



ke an die Worte meiner Therapeutin. „Du kannst sehr stolz auf dich sein.“ Kann ich leider nicht.

Was ist aus dem lieben Mädchen geworden? Ich sehe meine aufrechte Haltung, den Undercut, die Tattoos auf meinem linken Arm, die unter dem leichten Hemd verschwinden, am Hals erscheinen und sich bis hinters Ohr ziehen. Muskeln. Eine Outdoorhose. Turnschuhe.

Und, Mutti? Bin ich dünn genug? Gefalle ich dir?

Zurück in meiner Wohnung brauche ich nicht lange, um wieder in meinem Ich anzukommen. Es gibt noch einiges zu tun bis zu meinem Flug in einer Woche. Ich schreibe kurz mit Toni und versichere mich, dass sie noch mit an Bord ist. Alles fine.

Ich telefoniere mit dem zuständigen Redakteur. Die Zusage steht. Der Budgetrahmen wurde auf mein Drängen hin noch einmal erweitert. Yes!

Dann setze ich meine Recherche fort, möchte vor der Reise so viele Informationen sammeln wie möglich. Über Länder, die wir bereisen werden, den kulturellen Hintergrund der Menschen, Fluchtursachen, Fluchtrouten, politische Hintergründe, Schlepper, Hilfsorganisationen und Frontex.

Ich öffne Dutzende Tabs auf meinem Laptop, scrollte durch Artikel, UN-Berichte, Reportagen von Kolleg:innen. Ich rufe Kontakte an, schreibe Mails an NGOs, versuche herauszufinden, wer mir vor Ort weiterhelfen kann.

Flucht ist ein Geschäft. Eines, das auf Leid basiert. Ich lese von gefälschten Pässen, von Menschen, die mitten in der Wüste zurückgelassen werden, von Vergewaltigungen in libyschen Lagern, von Ertrunkenen, deren Namen nie jemand erfahren wird. Ich stoße auf Bilder von Gummibooten, die für zehn Leute ausgelegt sind, aber fünfzig tragen. Ich lese von Schleppern, die Preise nach Hautfarbe festlegen. Von Frontex-Mitarbeitern, die illegale Pushbacks durchführen, während die EU wegschaut. Von Frauen, die sich vor der Überfahrt die Spirale einsetzen lassen, weil sie wissen, was ihnen bevorsteht.

Ich klicke das Fenster weg, reibe mir die Augen. Mein Nacken ist verspannt, die Uhr zeigt 21:42 Uhr. Ich sollte jetzt schlafen. Morgen früh muss ich zur Redaktion, die Katze füttern, noch einmal mit meiner Mutter sprechen.

Ich lehne mich zurück, atme tief durch. In meinem Kopf mischen sich die Fakten mit Erinnerungen. Meine Mutter, wie sie auf dem Sofa sitzt und den Fernseher anstarrt. „Schlimm, diese Bilder“, sagt sie, als wieder einmal ein Boot im Mittelmeer untergeht. Und dann: „Aber wir können ja nicht alle aufnehmen.“

Ich habe nichts gesagt.

Nein, ich kann so noch nicht ins Bett. Ich ziehe mir ein frisches Shirt und eine enge Jeans an. Ich werde noch etwas trinken gehen. Was ein Code ist. Was der Code ist für: Ich werde einen Typen aufreißen.

Das ist nicht sehr erwachsen, das ist nicht bindungsorientiert, das ist mir scheißegal. Einmal den Kopf freivögeln. Und außerdem bin ich verdammt gut darin.